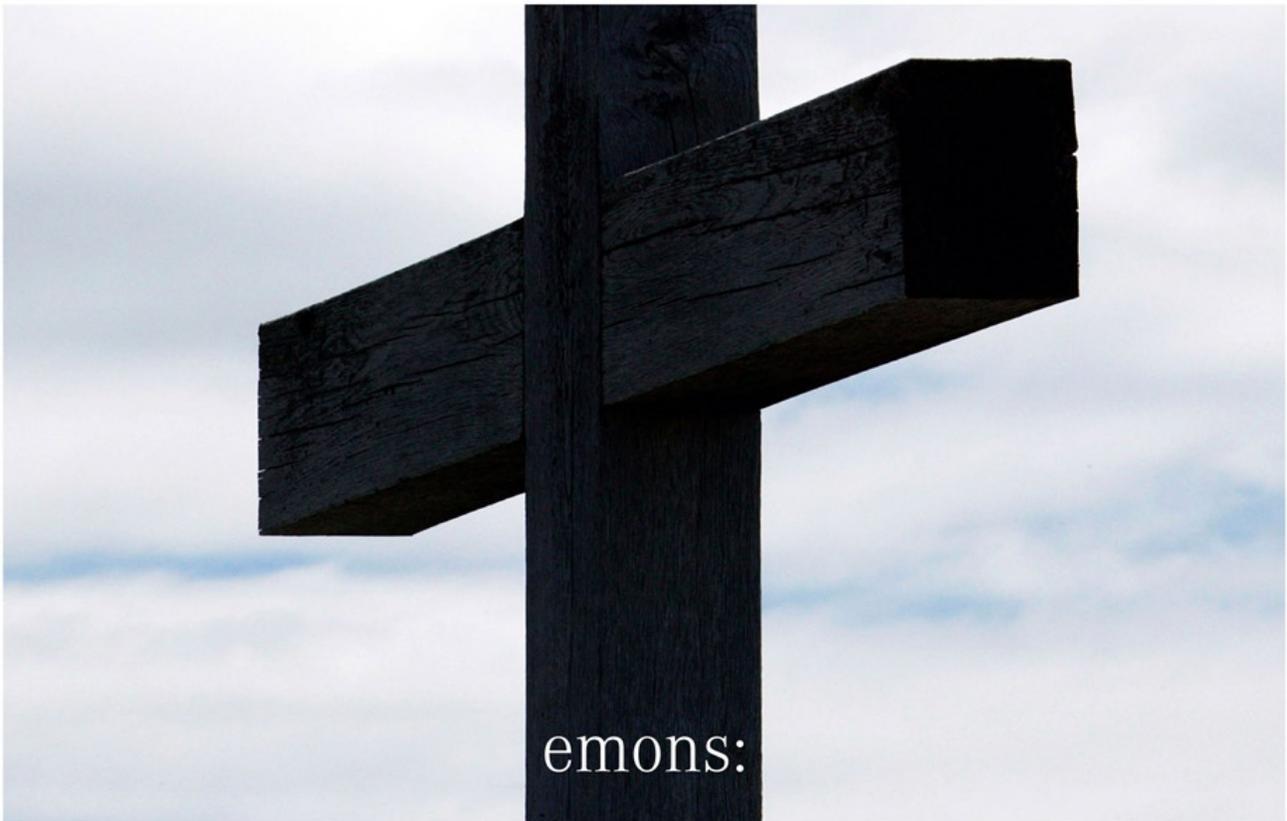


NICOLE LINGEN

SUPPENBRUNZER

Niederbayern Krimi



emons:

dumme heilige Mutterkuh ... Nichts gewittert. Nicht einmal was geahnt.

»Nein, hat er nicht«, antwortete sie. »Und ihr auch nicht.« Sie nahm das Glas, trank den Wein auf ex aus, stand auf, klemmte sich die Flasche Wein unter den Arm und erwischte dabei den Keramikvogel, der auf den Fliesenboden krachte. »Auch schon egal«, sagte sie nur und ließ ihre beiden erschrocken dreinschauenden Kinder mit dem Festtagsbraten allein.

Sophia betrank sich unter dem Sternenhimmel auf dem Flachdach ihres Wohnhauses, ihrem Lieblingsort, kletterte irgendwann zurück ins Haus, startete ihren Wagen, entschied sich dann aber doch für die S-Bahn, nachdem sie beim Ausparken fast den Vordermann seitlich gerammt hätte. Eine halbe Stunde später stand sie inmitten von Alexanders gemütlich eingerichtetem Wohnzimmer, hasste sie dafür, dass sich ihr Bauch schon ziemlich über den Hosenbund wölbte, und erklärte Alexander, dass er sich seine Vorstellung von heiler Familie »in den Arsch stecken könne«, er habe ihre Traurigkeit bekommen und ihre Wut, aber ihre Kinder blieben bei ihr, drehte auf dem Absatz um, verließ die Wohnung unter Türknallen, hörte noch, wie Alexander hinter ihr herschrie, die Kinder seien in einem Alter, wo sie selbst entscheiden dürften – und was sei sie überhaupt für eine Mutter, die den Familiennamen ablegte, nur weil sie ihm eins hatte auswischen wollen, eine Ego-Managerin sei sie, Hauptsache, sie, sie, sie ...

Sophia rannte die Treppe hinunter, knallte noch einmal mit der Haustür, suchte sich eine Haidhausener Kneipe und erledigte, was der Rotwein noch nicht geschafft hatte.

Da es keinen Ginjinha, ihren geliebten portugiesischen Kirschlikör, gab, entschied sich Sophia für Whiskey, schaltete mit ihm Verstand und Gefühl aus und wandte sich irgendwann an die Frau, die an der Theke herumhing wie ein Mantel, den jemand achtlos über einen Garderobenhaken geworfen hatte. Die Frau, sie war etwa so alt wie sie, stierte ihr Bierglas an und rutschte immer weiter vom Barhocker, ohne es zu bemerken.

»Aufpassen, nicht dass Sie mir noch runterfallen.«

»Eh schon egal.«

»Ein Mann?«

»Ein Scheißkerl!«

Sie dachte an Alexander. »So einen kenn ich auch ...«

»Auch weg ... ohne was ... nicht mal 'ne WhatsApp? Ghosting nennt man das heutzutage ...«

»Ohne was wär schön. Er will die Kinder.«

»Oh.«

War es das »Oh« oder der mitleidige Blick, Sophia konnte sich nicht mehr zurückhalten. Es sprudelte förmlich aus ihr heraus.

»... und bei Emma will er nicht mal 'ne Zahnsperre machen lassen. Er findet ihr Lächeln

schön, aber die beiden Schneidezähne«, sie begann an ihren Schneidezähnen zu zerren, »die stehen ganz leicht vor. Er findet das individuell.«

»Individuell?«

»Meine Tochter mit dem individuellen Lächeln.«

»Oh Mann ... Arschkarte gezogen.«

Der Lärm, die Frau, die aus jeder Pore nach Alkohol und Einsamkeit stank, das Krakeelen vom Männerstammtisch gegenüber. Sophia hielt es nicht mehr aus, legte einen Fünfzig-Euro-Schein auf die Theke, sagte zu der Frau, sie sei eingeladen, die Frau bestellte sich noch einen Schnaps, und Sophia verließ fluchtartig die Kneipe.

Wozu noch? Die beiden Worte besetzten zuerst den Magen, dann teilten sie sich einer Zellteilung gleich von der Mutterzelle, den Mutterwörtern, auf in Tochterzellen. Die einen krochen bis zu den Füßen, die anderen legten sich schwer auf Brust, Kehlkopf, besetzten das Gehirn, von dem sie den Eindruck hatte, dass es in etwas zu viel alkoholischer Flüssigkeit schwamm. Wozu noch? Job weg. Kinder weg. Was für ein Mist. An der frischen Luft spürte sie den Alkohol noch mehr als in der Kneipe. Sie wollte heulen, kicherte jedoch nur. Ein Mann sah sie etwas befremdet an. Eine Frau machte einen Bogen um sie. Beide liefen die Treppe in das tiefer gelegene Bahnhofsgebäude hinunter. Klack. Klack. Sophia kicherte erneut. Alle flohen heute vor ihr. Zuerst der alte Mann, dann Ertl, die Kinder und zu guter Letzt sogar das Ehepaar, dem sie nun wirklich nichts getan hatte. Die Schritte verloren sich, und es war wieder still.

Angenehm still.

Der Zeiger der großen runden Uhr schob sich leicht verschwommen auf zehn Minuten vor Mitternacht. Der Bahnsteig war zugig und leer. Durch die Gleise vibrierte und summt die Einsamkeit. Sie sang vor sich hin. Betrunkener zu sein hatte etwas Angenehmes. Irgendwie war alles leichter, irgendwie schwebend. Sie schwebte. Ihr Kopf schwebte, das Herz schwebte nicht. Es zog sie fast auf den Boden, so schwer war es. In der Ferne blitzten die Scheinwerfer der S-Bahn nach Holzkirchen auf. Plötzliche Wärme in kalter Nacht. Ein Schritt nur ins Licht. Ein Schritt nur ins erlösende Nichts, in die ewige Dunkelheit. Ruhe. Endlich die Ruhe, die sie auch in der Frauenkirche nicht mehr fand. Bereitschaft. Manchmal von Montag, sieben Uhr fünfzehn, bis zum darauffolgenden Montag, sieben Uhr fünfzehn, jede Entscheidung und jede Maßnahme durchgekaut und geprüft von Vorgesetzten und Kollegen, Staatsanwälten, Richtern, Verteidigern und nicht selten auch von den Medien. Kommentiert. Gutgeheißen. Kritisiert. Nachtgedanken. Einschlafstörungen. Ein Schritt nur und danach schlafen, schlafen, schlafen.

Sie legte den Kopf etwas schief. Warum eigentlich nicht? Auch das erschien ihr auf einmal so schwebend und leicht. Die S-Bahn hielt mit quietschenden Bremsen in einiger Entfernung. Mist. Chance für den ewigen Schlaf verpasst. Aber sie hatte ja noch ihre Dienstwaffe. Sicher aufbewahrt im Tresor. Waffe und Munition getrennt. *Ene mene miste, es rappelt in der Kiste, ene mene muh, und raus bist ...* Ja, wer nun, er oder sie? Einer musste verschwinden, sonst würden die Kinder nur unter dem ewigen Hin und Her leiden. ... *du* ... Sie war draußen. Mist! Nur wenige Menschen waren aus der S-Bahn gestiegen. Hallende Schritte auf dem Bahnsteig.

Dann waren auch sie verschwunden, in den Tiefen des Ostbahnhofs, mit den Nachtschwärmern, Dealern, Konsumenten und den Männern vom Tagelöhnermarkt. Müde

von Arbeit oder auch Nichtarbeit, und weil sie keinen Schlafplatz hatten, hockten, standen, lehnten und hingen sie mit einem Becher Kaffee herum, oft in einem roten T-Shirt von Verdi mit dem Aufdruck »Gute Leute, gute Arbeit, gutes Geld«. Sie warteten, redeten, schliefen, bis sie um fünf Uhr morgens wieder ins Bahnhofsviertel aufbrachen, dahin, wo sich Landwehr- und Goethestraße kreuzten, sich an den Arbeiterstrich stellten, bereit, alles zu tun für wenig Geld.

Es geht mir gut. Es geht mir gut. Es geht mir sogar sehr gut.

Tibetanische Gebetsmühle als Überlebenselixier. Denn das Blöde an der Sache war, dass der ewige Schlaf nun einmal ewig war. Egal, bei wem. Man wachte nicht mehr auf. Um sich da etwas vorzumachen, hatte sie schon zu viele Tote gesehen. Und am nächsten Tag, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Straßen wieder glänzen ließen, würde alles schon wieder anders aussehen.

Den Bayerischen Wald, falls Ertl diese Drohung tatsächlich wahr machte, würde sie überstehen, und jedes andere schwarze Naturloch sowieso.

Nicht aber den Verlust der Kinder. Sie würde um Emmas Lächeln kämpfen!

Sie nahm ihr Handy, schickte Alexander eine SMS: *Wir sehen uns vor dem Familiengericht.*

Die nächste S-Bahn hielt.

Wenige stiegen aus.

Sie stieg ein. Scheißumsteigerei. Suizid war nicht ihr Ding. Sie war eine Kämpferin. Machte es sich auf dem Sitz bequem, dachte an den alten Mann in der Frauenkirche, jetzt hatte sie vermutlich auch diesen verdammten Abschied in den Augen, atmete noch einmal tief durch und – schlief ein.

Am nächsten Tag suchte sie den ersten Anwalt auf. Eine Woche später den zweiten. Den darauffolgenden Tag den dritten. Jeder der Anwälte warnte sie jedoch davor, um das Aufenthaltsbestimmungsrecht der Kinder zu kämpfen. Viel Zeit. Viel Geld. Vor allem viele Nerven, davon abgesehen, was es für die Kinder bedeutete, wenn jeder Elternteil an einem anderen Arm zog. Sie würden zwar nicht körperlich, aber in ihrem Inneren auseinandergerissen werden. Mit dem Resultat, dass selbst wenn Emma ihre Zahnspange bekam, ihr Lächeln nur noch ein Abklatsch dessen sein würde, was es hätte sein können, wenn ... Und Raffa? Was so ein Kampf bei Jungen in seinem Alter auslösen konnte, erlebte sie oft genug. Entweder wurden sie aggressiv, oder sie spalteten sich ab. Trennten sich von dem, womit sie nicht fertig wurden. Schalteten ihre Sehnsucht ab, zumindest einem der Elternteile nahe zu sein, verleugneten dadurch ihre Traurigkeit, ihre Wut und ihre Angst. Wurden zu Robotern. Möglicherweise als Erwachsene erfolgreich, aber auf Kosten der Gefühle.

Sophia liebte ihre Kinder zu sehr, um ihnen das anzutun. Den Streit durch unzählige Instanzen, mit Worten, die sie und Alexander später bereuen und die es vielleicht unmöglich machen würden, bei Abiturfeier, Hochzeit, Taufe und was noch alles als Eltern auf sie zukommen würde, an einem Tisch zu sitzen. Der Riss würde nicht nur durch Raffaels und Emmas Gegenwart gehen, sondern auch durch ihre Zukunft. Die Kinder hatten entschieden. Und sie würde dieser Entscheidung nicht im Weg stehen.

Sophia weinte nicht, als sie Raffael und Emma half, ihre Sachen zusammenzupacken. Sie weinte nicht, als Alexander mit dem Lieferwagen und Männern erschien, die einmal ihre gemeinsamen Freunde gewesen waren, um die Kinderzimmer der beiden zu verladen und sie in ihrem neuen Zuhause wieder aufzubauen.

Raffael und Emma versuchten, sie zu trösten: »Mama, in den Ferien kommen wir zu dir, ganz bestimmt!« Aber Bayerischer Wald, wenn das Meer lockte? »Wir rufen dich ganz bestimmt an!«

Es war der Augenblick, in dem Emma sich an sie schmiegen wollte, als in Sophia etwas geschah, das sie den Kindern hatte ersparen wollen. Sie wurde zu Stein, stieß Emma nicht von sich, aber sie wich zurück.

»Nicht nötig«, sagte sie nur, setzte sich in ihren Wagen und fuhr mit den beiden Koffern und der Reisetasche davon, in die sie achtlos das Nötigste hineingestopft hatte. Den Rest würde sie holen, sobald sie eine Wohnung gefunden hatte. Vielleicht würde sie auch für immer in Untermiete bleiben. Das Glück hatte für sie, als die Kinder winkend zurückblieben und sie nur noch einmal ganz kurz über den Rückspiegel nach ihnen sah, jede Daseinsberechtigung verloren.

Sophia weinte nicht. Hatte unentwegt einen Satz im Kopf wie ein Mantra: *Ein Baum mit starken Wurzeln lacht über den Sturm*. Oder wie ein Ohrwurm mit immer demselben Rhythmus. *Ein Baum mit starken Wurzeln, ein Baum mit starken Wurzeln, ein Baum ...* Wer hatte das noch mal zu ihr gesagt? Sie erinnerte sich nicht. Sie erinnerte sich schon. Wollte sich aber nicht erinnern.

Sie hasste den Bayerischen Wald. Nicht schon immer, aber schon sehr lange.

Sie nahm sich zusammen.

Kam in Bogen an. Mit seinem Bogenberg, auf dem die Wallfahrtskirche hockte, als gehöre alles ihr: die Donau, das weite grüne Land, vor allem aber die Menschen mit ihrem verdammten Aberglauben, der ihr den Vater genommen hatte. Sie kämpfte mit den Tränen. Riss sich zusammen. Hielt an und fragte einen Jungen, der etwa im selben Alter war wie Raffael, nein, er war älter, vielleicht sechzehn oder siebzehn, nach dem Stadlhuberhof. Der Junge war blond, hübsch und mit derselben Aufbruchstimmung in den Augen, als sei das Leben wie die »Tribute von Panem«, die Raffa mit zwölf verschlungen hatte. *Das Schicksal ist ein Buch, das du dir selbst schreibst*. Haha!

»Da fahren S' jetzt amal links doda ...«, erklärte er, auf dem Mitfahrbankerl sitzend, einer Art Autostoppmöglichkeit auf dem Land, bei der man ein Holzschild mit dem Namen des